

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Schulblätter
Band: 8 (1842)
Heft: 11-12

Artikel: Naturkunde der Sprachlaute : von Dr. Christ. Gott. Tschirschnitz
Autor: Hattemer, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-865902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geist gewaltes, und vielleicht in späteren Zeiten noch in einzelnen Gebilden durchgebrochen, das dürfte wohl Niemand läugnen.

H. Hattemer,
Prof. an der Kantonsschule in St. Gallen.

Naturkunde der Sprachlaute. Von Dr. Christ. Gott.
Tschirschniß.

1. Lautlehre.

Genanntes Werk, welches im Laufe dieses Jahres bei Schulz in Breslau erschienen ist, verdient die Aufmerksamkeit aller Sprachforscher in hohem Grade. Tschirschniß ist Arzt und ausgerüstet mit guten naturwissenschaftlichen Kenntnissen, und konnte eben deshalb Untersuchungen über die Natur der Lauten u. s. w. auf eine Weise anstellen, wie es einem andern Gelehrten nicht leicht möglich ist. Deshalb ergänzt und berichtigt er auch alle Lehren, welche über dergleichen Dinge gegeben worden sind. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, das Werk desselben einer Beurtheilung zu unterwerfen, sondern Auszüge von dem zu geben, was uns passend erscheint.

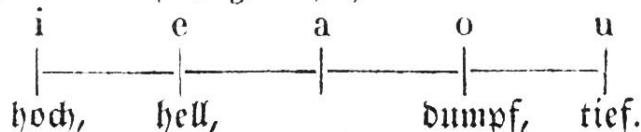
Töne, Lauten. Jene werden hervorgebracht durch die Stimmritze der Kehle, diese durch Theile des Mundes. Beweis ist unter Andern das Dudeln, d. h. das dumpfe Singen mit geschlossenem Munde, während kein Laut ohne Dehnung des Mundes hervorgebracht werden kann.

Selbstlauten und Mitlauten. Bei jenen bleiben Zunge und Lippen in der gleichen Lage, bei diesen machen Zunge und Lippen Bewegungen, wodurch sie dem freien Ausgange der Luft durch den Mund ein Hinderniß entgegen setzen, das eine Lautbrechung verursacht, die Mitlaut heißt.

Ein vollendeter Laut, er sei einfach oder vermehrt, macht eine Silbe.

Die Selbstlauten liegen auf der Zunge, die bei hohen,

hellen Lauten („e“ und „i“) vorgestreckt, bei dumpfen, tiefen („o“ und „u“) zurückgezogen wird. Das „a“ liegt in der Mitte, das „i“ auf der Spitze, dazwischen das „e“; das „u“ liegt gegen den Kehlkopf hin, und zwischen ihm und dem „a“ das „o“. (Das Ergebnis stimmt also ganz zu der Lautlehre der geschichtlichen Schule, nur daß diese die Hervorbringung der Lauten fast ganz unberücksichtigt läßt.)



Zwischen „i“ und „e“ liegt noch „é“ (z. B. Kédele, gehen), wie zwischen „a“ und „o“ das schwedische „å“. Verschmilzt ein tiefer Selbstlaut mit einem hohen, so entsteht ein Mischlaut, gewöhnlich Auflaut genannt: „u“ mit „i“ gibt „ü“; „o“ mit „é“ gibt „ö“, und „å“ mit „é“ gibt „ä“.

Am leichtesten ist der Übergang vom Grundlaute „a“ zu den Endpunkten der Stimmleiter, dem „i“ und „u“; daher die Doppellaute „ai“ (meistens „ei“ geschrieben) und „au“. Ferner der Übergang des tiefen Selbstlautes zum hohen; daher „oi“ und „ui“. Das sind die möglichen, eigentlichen Doppellaute; „ei, eu, ie, io, iu, ou, uo“ sind uneigentliche, denn sie können nur zweisilbig hervorgebracht werden, u. s. w.

Bei den Mitlauten müssen wir den Verfasser tadeln, daß er den Unterschied der flüssigen, säuselnden und stummen nicht genau entwickelt hat, daß er namentlich die Eigenschaft der säuselnden, von der wir nachher sprechen werden, auch den flüssigen beilegt.

Die flüssigen nennt er *Valler* (l), *Schnarrer* (r), *Nässeler* (n), *Sumser* (m). Der *Valler* erzeugt sich durch eine leichte Erhebung der Zungenspitze gegen die obere Zahnschneide; der *Schnarrer* durch die höher gehobene, ausgebreitete, zitternde Vorderzunge (der schwerste Laut). Bei dem *Nässeler* verwehrt der Schluß der Zunge, welche sich an den Gaumen anlegt, beim *Sumser* der Schluß der Lippen der Luft den Ausgang durch den Mund. Der *Valler*, *Schnarrer*, *Nässeler*, bei

deren Hervorbringung die Zunge thätig ist, können auch, indem die Zunge höher erhoben wird, und der verengte Raum hinter derselben dem Luftstrom eine Höhlung darbietet, dumpfer ausgesprochen werden, dadurch daß der Strom gegen die hintere Nasenöffnung hingeleitet wird. Die deutsche Sprache kennt diese Laute nicht, wohl aber z. B. die französische das „n“ (z. B. besoin, überhaupt im Auslaut), die polnische das „l“, das sie in der Schrift schieß durchstreich.

Die säuselnden Laute nennt Tschir schnitz Streichlaute. Sie charakterisiren sich dadurch, daß sie auf beliebige Weise, so lange der Athem reicht, fortgesetzt werden können, z. B. „ssss“^{*)} Es sind deren ebenfalls vier, der Säuseler (s), der Bischer (sch), der Gurgeler (ch), der Blaser (f), und jeder kann lind und scharf gesprochen werden:

lind:	scharf:
Säuseler s	ß (= franz. c)
Bischer s ^{**) (} (= franz. j)	sch
Gurgeler j	ch
Blaser w	f.

Ueber die Hervorbringung dieser Laute spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Um das Säuseln zu bewirken, streckt sich die Zunge, doch etwas tiefer als zum „l“, vor, und legt sich den Zähnen an. Das Bischen aber entsteht durch das Erheben und Anhalten der ausgebreiteten Zunge an den Gaumen, während die Luft zwischen den Zähnen durchfährt. Wird die Hinterzunge gegen den Gaumen emporgehoben und somit in der Tiefe des Mundes dieöffnung für den Durchgang der Luft verengt, so erfolgt das Gurgeln. Das Blasen aber ist Wirkung des zwischen den vortretenden und nur ein wenig geöffneten Lippen durchströmenden Athems.“

Der linde Säuseler (s) erscheint im Deutschen im Anlaut und im Auslaut (z. B. singen, reis-en); der

^{*)} Diese Eigenschaft kommt aber den flüssigen nicht zu. Man versuche einmal „mmmm“ zu sprechen.

^{**)} In Ermangelung eines Zeichens wählen wir das runde „s“.

scharse Säuseler (ß) nur im Auslante (z. B. reiß-en)*). Den linden Bässcher (s) spricht der Norddeutsche (Tschirsch-
niß sagt „der Hochdeutsche d. i. der gebildete Deutsche“) in den Verbindungen „st, sp, sw, sm, sn, sl“, wofür die Alemannen die unangenehmen harten Laute „scht, schp, schw, schm, sehn, schl“ haben (z. B. Schmalz).

Der harte Gurgeler erscheint bloß im Auslante (z. B. krach-en), der linde im Anlante (z. B. Jahr) und, nach Tschirschniß Behauptung, in der Ableitung „ig“ (z. B. gnädige = gnädiſe). Hier mag wohl die eigne Mundart den Verfasser irre geleitet haben.

Der linde Bläser erscheint im Anlante und Auslante, wo er jedoch öfters nicht geschrieben, aber gesprochen wird (z. B. warm, brav = braw, teufel = teuwel). Desgleichen erscheint in beiden Fällen der harte (z. B. Fisch, Schif).

Der Stoßlante gibt es nur drei: der Lippennlaut (B-laut), der Stotlaut (so nennt Tschirschniß den Stoßlaut der Vorderzunge, den D-laut), der Gaumlaut (Stoß mit der Hinterzunge, G-laut). Sie sind wieder lind oder scharf, also:

lind:	scharf:
Lippennlaut b	p
Stotlaut d	t
Gaumlaut g	k.

Hiermit erklärt Tschirschniß die Reihe der möglichen reinen Laute für geschlossen**). Unreine Laute kann es noch viele geben. So liegt z. B. zwischen dem reinen „a“ und „o“ das schwedische „å“. Unrein ist natürlich auch das englische „lh“; denn entweder ist es ein Mittelding zwischen „d“ und „t“, aber die reine Sprache kennt kein Mittelding zwischen lind und scharf, wie die Ton-

*) Das „ß“ hat sich nebst „z“, mit dem es wechselt, in der deutschen Sprache aus „d“ entwickelt, z. B. Wurzel „rid“, davon „Riz, rizzen, reißen“. — Das ist die geschichtliche Schreibweise. Anders gebraucht es Tschirschniß. S. unten.

**) Dem „h“ spricht Tschirschniß die Eigenschaft eines Mitlautes ab, erklärt sich aber nicht mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit über dessen Natur.

kunst kein Mittelding zwischen weicher und harter Tonart, zwischen großer und kleiner Dritte (Terz) oder Sechse; oder es ist der Stoßlaut „d“ mit dem Sauselaut „s“, also kein einfacher, sondern doppelter Mitlaut. Ein „t + h“ endlich sei aber nicht möglich, weil der Hauchlaut (h) nicht zwischen Mitlaut und Selbstlaut treten könne, ohne beide zu trennen, denn die Mitwirkung der Brust zum Anhauchen eines Selbstlautes könne nur vor seiner Aussprache, nicht nach derselben Statt finden.

Was noch andere Laute betrifft, so haben wir kein „c“ (dem Lateiner ist es = k); „v“ ist = „f“, und „x“ und „z“ sind Doppellaute (= ks, ts). Beide letzteren Buchstaben seien überflüssig; sollte man sie beibehalten, so müsse man dann auch folgerecht „Dr. Werel“ u. s. w. statt „Dchs, Wechsel“ schreiben. Wir geben letzteres gerne zu, möchten aber beide Laute nicht sowohl für Doppellaute halten als für unreine Mitlaute, ähnlich wie sich Tschir schniz über die unreinen doppelten Selbstlaute „ei, eu, ie, io, ou, uo“ ausspricht.

2. Rechtschreibung.

Eine Silbe mit einem Selbstlaut im Auslaut — von unbetonten Silben ist die Rede nicht — ist lang, z. B. *da* (= dâ), *wo* (= wô). Es genügt demnach auch, z. B. „*wi*“ zu schreiben, statt „*wie*“, u. s. w. Desgleichen bedürfen solche Silben keines Längezeichens (Zirkumflexes).

Schließt dagegen ein Mitlaut die Silbe, so ist ein Dehnungszeichen nöthig, z. B. „lâm“ (= lahm) und „lam“ (= Lamm); „stîl“ (= Stiel) und „stil“ (= still).

Die Länge oder Kürze des Selbstlautes hat bei den Stoßlauten noch eine andere Folge: die Länge erfordert einen linden, die Kürze einen harten Laut, z. B. *lib* (= lieb), *lip* (= Lip-pe); *bog*, *bok* (= Bock); *schneid* (= schneid-en), *schnit* (= schnitt). Auch diese Wörter bedürfen keines Dehnungszeichens, indem der weiche oder harte Stoßlaut hinlänglich die Natur des Selbstlautes zeigt.

Ebenso behandelt Tschirschniß auch die Streichlaute. Demnach schreibt er z. B. *how* (= Hof), *hof* (*hof-fen*); *les* (v. *lesen*), *laß* (v. *lassen*); *braj* (= Brach-feld) und *brach* (v. *brechen*). Bei dieser Reihe Lauten scheint uns Tschirschniß das Wahre nicht getroffen zu haben. Namentlich scheint „*ß*“ dem „*z*“, und „*s*“ dem „*sch*“ gegenüber gestellt werden zu müssen. Das französische „*j*“ fällt dann zwischen „*s*“ und „*sch*“, so wie man auch Mitteltöne zwischen „*d*“ und „*l*“, zwischen „*b*“ und „*p*“ (z. B. französisch „*père*“) hört.

Folgt auf eine Silbe mit einem Mitlaute im Auslaut noch ein Selbstlaut unmittelbar nach, so wird

- a) nach einer gedehnten Silbe der auslautende Selbstlaut in der Aussprache, und bei Trennung in der Schreibung, zur zweiten Silbe gezogen, z. B. *tod* (= Tod), *to-des*; *wäl* (= Wahl), *wa-len* (= Wahlen). Bei den flüssigen ist dann auch, wenn der lange Selbstlaut in den Auslaut zu stehen kommt, die Bezeichnung der Länge nicht mehr nöthig. (S. oben das erste Gesetz);
- b) nach einer kurzen Silbe verdoppelt, z. B. *wal*, *wal-len*; *hat*, *hat-ten*; *schnei-den*, *geschnit-ten*. Die Verdoppelung in einsilbigen Wörtern ist unaussprechlich und somit Unsinn.

Ist nun auch nicht Alles stichhaltig, was Tschirschniß lehrt, namentlich die Lehre von den Streichlauten — seine Gesetze in diesem Punkte wagte auch Tschirschniß selbst nicht durchzuführen, obwohl er sich sonst daran hält — so muß doch jeder, der sich die Mühe nimmt, die Ansichten desselben zu erfassen, gestehen, daß Tschirschniß die Lehre von den Lauten und der Rechtschreibung um ein Bedeutendes weiter gefördert hat, und daß die Hoffnung, eine schöne, geregelte, einfache Schreibung in unserer deutschen Sprache zu erlangen, kein Hirngespinst ist. Hätten nur nicht so viele ungeschickte Hände an derselben gerüttelt, daß jeder neue Versuch mit Mißtrauen und Widerwillen betrachtet würde! Von seiner Wortbildung in einem zweiten Aufsätze!

H. Hattemer,
Prof. an der Kantonsschule in St. Gallen.